In Oberschlesien, sowie in den Dörfern der Kreise Grottkau, Neisse, Falkenberg, Neustadt, Leobschütz, Glatz und in manchen anderen Gegenden Deutschlands werden am Vorabend des Johannestages die Haustüren mit „fetter Henne“ geschmückt. Die Töchter des Hauses achten genau darauf, ob am Johannestage die Zweige des fetten Krautes verwelken, oder ob Knospen sich zur Blüte entfalten. Im letzteren Falle haben sie auf reiches Eheglück zu hoffen; im anderen Falle bleiben sie entweder ledig, oder die Ehe wird unglücklich. Türen und Fenster werden auch mit Girlanden und Sträußen von Johannesblumen — den großen, weißen Wucherblumen — geschmückt. Hier und da findet man auch Johannesbetten gemacht, doch nur in Häusern, in denen heiratsfähige Töchter sind. Unter den Tisch werden allerlei Blumen gestreut und Mütter und Töchter denken dabei an das zukünftige Brautbett, das der heilige Johannes segnen soll.

Zu den vielerorts beliebten Johannisfeuern werden alte Besen verwendet. Sie werden entweder in zerlassenes Pech getaucht oder mit Kienspänen durchsetzt. Weithin leuchten die Besenbrände von den Anhöhen als prächtiges Feuerwerk durch die Nacht. Aus dem Fluge des Rauches weissagen die Dorfsybillen die Heimatsorte der „Zukünftigen“. Das Mädel, das den brennenden Besen schwingt, erfährt, woher der rechte Freier kommen wird; dem Jüngling wird klar gemacht, wohin er sich zu wenden habe, wenn er eine gute Frau haben wolle. Bis zum Erlöschen des Feuers werden meistens langsame, ernste Lieder gesungen. Die heidnischen Weisen sind verschollen; aber der Ton der Baldur-Totengesänge ist geblieben.

Der Johannestag ist ein besonderer Festtag; er ist auch ein Freudentag für das schwarze Gewerbe, durch das eine großartige Erleuchtung über eine vom finsteren Aberglauben und bösen Vorurteilen erfüllte Welt genommen ist. Von dem sagenhaften Johannes aus Mainz, dessen Name für alle Zeiten verbunden ist mit der Kunst des Buchdruckes, weiß die Geschichte nur wenig zu erzählen; seinen Geburtstag kennt sie nicht, und auch nicht seinen Todestag. Daher feiern seine Jünger und Verehrer sein Namensfest, und so wird er gemeinsam gefeiert mit dem Täufer.

Die drei Auswanderer.

Fabel von Otto Promber.

Nachdruck verboten

In einer sehr belebten Gegend Südeuropas beschloß einst eine Schildkröte in einen Landstrich auszuwandern, wo sie den Nachstellungen der Menschen weniger ausgesetzt sei. Ein Igel hatte davon Kenntnis erhalten, kam zur Schildkröte und fragte, ob er mitreisen könnte. „Meinetwegen“, meinte die Schildkröte, „aber das sage ich dir: irgend welche Verantwortung für dich übernehme ich nicht.“ — „Brauchst du auch nicht“, lachte der Igel, „was du aushalten kannst, halte ich auch aus!“

Bald hatte auch ein Maulwurf davon gehört. Er kam zum Igel und fragte gleichfalls, ob er sich mit anschließen dürfe. „Gewiß“, meinte der Igel, „aber die Verantwortung für so ein gewagtes Unternehmen ist deine Sache.“ — „Schon gut“, rief der Maulwurf, „was ihr euch leisten könnt, kann ich mir auch leisten!“

Noch an demselben Tag machten sich die drei Auswanderer auf den Weg.

Doch kaum hatten sie spät abends eine große Wiese durchschritten, als es raschelte und zwei tückische Schlangenaugen im Mondschein glänzten. Mit einem Ruck zog sich die Schildkröte unter ihr schützendes Dach zurück, während sich der Igel zu einer stacheligen Kugel zusammenballte. Der Maulwurf dagegen verschwand schon im nächsten Augenblick im Rachen der Schlange.

Dieser Vorfall hatte die Schildkröte und den Igel sehr erschreckt. Um aus dem hohen Grase herauszukommen, begaben sie sich auf die nahe Landstraße und setzten dort ihre nächtliche Wanderung fort. Doch bald sollten sie aufs neue überrascht werden. Aus einem Walde schoß plötzlich ein sauchendes Ungeheuer mit zwei großen Blendaugen hervor, das wie im Fluge heran kam. Es war ein Auto. Wieder fuhr die Schildkröte mit einem Ruck unter ihr Dach, während sich der Igel zusammenballte. Im nächsten Augenblick gingen die Räder des Gefährts über die beiden Tiere hinweg. Als aber die Schildkröte wieder aus ihrer Verschalung hervorguckte, bemerkte sie, daß der Igel totgequetscht war. „Das kommt davon“, meinte sie für sich, „wenn man alles den andern nachahmen will in dem Gedanken: Was der kann, kann ich auch! Jeder hat einen anderen Körper, einen anderen Kopf, andere Kräfte, Fähigkeiten und Sicherheiten.“

Haus und Familienleben

Trödelkinder.

Wie es gesunde, flinke, furchtlose, allezeit muntere, springende Kinder gibt, und andererseits auch wieder ewig träumende, sinnende, stille Kinder, die sich kaum zu einem Mitspielen anregen lassen, so gibt es auch eine Art Mittelwesen: die trödelnden Kinder. Diese wollen gern heiter und lustig sein, es fehlt ihnen aber an Uebermut, an schneller Entschließung, an Gewandheit, ohne jedoch, wie das stille Kind, Gefallen an Absonderung und Einsamkeit zu finden. Sie sind zwar munter und beweglich, aber keinerlei Arbeit geht ihnen flott von den Händen, sie lassen sich zuviel ablenken und kommen deshalb nicht recht vorwärts, ob sich es nun um das tägliche Ankleiden, um die Schularbeiten, um kleine häusliche Dienste, um Besorgungen oder sonst etwas handelt. Selbst beim Essen bleiben sie den anderen gegenüber zurück, weil immerfort krauses Zeug durch ihr Köpfchen geht und das Mundwerk nicht stille stehen kann. Wie soll man so ein Menschlein wohl ändern? Mit Schelten und Strafen ist nichts getan; nur zu leicht zieht sich dann so ein Kind in sich zurück und wird mürrisch und scheu. Die Hauptsache ist, daß man trödelnden Kindern begreiflich macht, wie sehr die Eile Vorteile bringt, daß man ihnen zeigt, wie mancher Nachteil ihnen entsteht, wenn sie mit der Zeit nicht rechnen lernen, wenn sie sich nicht aufraffen, sich nicht konzentrieren. Die Mutter berechne, wieviel eine häusliche oder Schularbeit in Anspruch nimmt und verspreche den Kindern, dann mit ihnen zu spielen, spazieren zu gehen, ein Märchen zu erzählen usw. Sie beginne damit unweigerlich zur festgesetzten Zeit, so daß der Trödelfritz oder die Trödelfuse, sobald sie gebummelt habe, zurückbleiben müssen. So eine Art Strafe wirkt nachhaltig und besserndl!

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 53: Bilderrätsel.

Nr. 54: Vexierbild.

Wo ist der Eseljunge?

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 26 | Sonntag, den 28. Juni | Jahrgang 1925

Zum Feste Petrus und Paulus.

Es steht ein Fels im Zeitenmeer,
In Wogenprall und Stürmen schwer,
Ein Leuchtturm strahlt von seiner Höh'
Weit durch die sturmbewegte See.
Ihr Menschenschifflein groß u. klein,
Könnt unbesorgt und ruhig sein!
Fahrt in d. Leuchtturms Strahl z. Hafen ein!

Hoch auf dem Fels' im Zeitenstrom,
Da steht ein heil'ger Gottesdom.
Wohl dem, der dort auf sich'rer Höh'
Geborgen ist vor Sturm und Weh'!
Zweihundert Millionen knie'n
Im Dom dort auf dem Felsen kühn,
Singen Gott Lob- und Dankesmelodie'n!

Und auf dem Fels' im Zeitenmeer,
Da steht ein Lehrstuhl hoch und hehr,
Da sitzt ein Greis auf hohem Thron,
Der bietet Sturm und Wetter Hohn.
Denn was er lehrt, ist Wahrheitswort
Und lebt durch alle Zeiten fort.
Er ist der Fürsten und der Völker Hort.

O starker Fels im Zeitenmeer!
O Leuchtturm, strahlend weit umher!
O Gottesdom, o Petri Thron!
Du bietest Welt und Zeiten Hohn.
Der Hölle Wut, die Macht der Welt
Sind stets an Deinem Grund zerschellt.
Heil aber Jedem, der zu Dir sich stellt!

O heil'ges Rom, o Petri Thron!
Wir huld'gen Dir im Jubelton!
In Deinem Licht, in Deinem Schutz,
Da bieten wir den Stürmen Trutz,
Der Völker Hort und Heil Du bist,
Stets siegreich über Macht und List,
Bis einst ein Hirt und eine Herde ist!

Ernst Julius Schmitz.

Euphrosyne

Eine Erinnerung aus meiner Kinderzeit.

Von Eugen Isolani.

(Nachdruck verboten.)

Wie sie eigentlich hieß, weiß ich nicht zu sagen, ihr Künstlername war Euphrosyne. Wohl werden sich ältere Freunde der Spezialitätenkünste oder Artisten ihrer noch erinnern, denn sie war damals eine ziemlich bekannte Turmseiltänzerin, und es erregte daher nicht geringes Aufsehen, als es hieß, die berühmte Euphrosyne komme nach „G.“ und werde dort im Park ihre Kunstleistungen vorführen.

Das war vor dreißig Jahren etwa.

Vielleicht lebt die Künstlerin noch irgendwo als würdige Greisin, und ihre Augen fallen auf diese Zeilen, dann erinnert sie sich vielleicht auch noch des Schreibers derselben, damals noch ein dummer Junge von ungefähr zehn Jahren, der von der schönen Euphrosyne und ihrer Kunst so begeistert war, daß er es sich in den Kopf setzte, Seiltänzer zu werden.

Zwei Vorstellungen nur gab die große Künstlerin in dem Kurgarten zu G., aber dieses zweimalige Auftreten hatte die Bewohner von G. und die Sommergäste des kleinen Luftkurortes ganz aus dem Häuschen gebracht. Alles sprach nur von der schönen Euphrosyne, die am ersten Tage ihres Auftretens eine Karre über das hohe Turmseil in voller Straßentoilette betrat. Das gab einen Beifallsjubel nach Minuten langer atemloser Spannung und Totenstille, daß meine Mutter glaubte, die schöne Euphrosyne könnte da oben in den Lüften, von diesem Beifallsgetobe erschreckt, ein Unglück erleiden.

Mich, den zehnjährigen dummen Jungen aber hatte dieser Beifallsjubel derartig verwirrt, daß ich, der ich es bis dahin als höchsten Zukunftswunsch angesehen hatte, einst den Beruf meines Vaters, den eines Arztes, auszuüben, plötzlich die Seiltanzkunst erlernen wollte, und mit Aufbietung aller List und Raffinements es so einzurichten wußte, daß ich andern Morgens eine größere Partie in die Umgegend machen durfte, um so im Stande zu sein, nach P. zu gelangen, einem Nachbarorte, wohin, wie ich von einem Diener der schönen Euphrosyne ausgekundschaftet, diese am Morgen nach der Vorstellung sich begeben wollte, um dort ein paar Vorstellungen zu veranstalten.

In P. angekommen, ging ich geradewegs nach dem Hotel, das mir von dem Diener der Künstlerin als deren Absteigequartier bezeichnet worden war, und ließ sie um eine Unterredung bitten. Ich mußte, da sie bei dem Ankleiden war, einige Zeit warten. Sie hatte mich fragen lassen, was ich von ihr wünsche und ich hatte dem Stubenmädchen, das mir die Frage überbrachte, geantwortet, das ich ihr das nur allein sagen wolle.

Ich hörte, wie sie zu dem Stubenmädchen sagte: „Ach, der Junge wird vielleicht eine Eintrittskarte für morgen abend betteln wollen! worauf das Mädchen antwortete: „Ach nein, es ist ein feiner, hübscher Knabe!“

„Na, dann muß er warten, bis ich fertig bin!“

Ich erzähle diese kleinen Einzelheiten, um dem Leser zu beweisen, wie mir noch jeder der kleinen Nebenumstände des für mich denkwürdigen Tages in der Erinnerung haftet, obwohl wie gesagt drei Jahrzehnte etwa darüber verstrichen sind.

Endlich, nach etwa halbstündigem Warten öffnete die Künstlerin die Tür und machte eine Handbewegung, die mich zum Eintreten in ihr Hotellogis nötigte.

Ich rückte kurz und unumwunden mit meinem Anliegen heraus, erzählte ihr, daß mein Vater Arzt sei, meine Mutter sich mit mir und meinen Geschwistern zur Kur in G. aufhalte, wo ich sie — Euphrosyne — gestern und vorgestern gesehen und bewundert habe, und daß mein Entschluß feststände, auch Seiltänzer zu werden. Sie möge mir doch Rat geben, wie ich das werden könne. Ich sei ein ganz geschickter Turner und bei richtiger Uebung werde es mir wohl nicht an Erfolg mangeln.

Ephrosyne ließ mich ruhig aussprechen und wenn ich in den ersten Worten erst stockend und schüchtern gesprochen hatte, so ging es doch zuletzt ganz fließend, denn ich hatte mir die Worte, mit denen ich mein Anliegen vorbringen wollte, unterwegs oft genug wiederholt.

„Welche Schule besuchen Sie?“ fragte sie dann, nachdem ich gesprochen hatte und keine Anstalten machte, weiter zu reden.

„Das Gymnasium in B.“

„In welcher Klasse sind Sie?“

„In Quarta.“

„Gehen Sie gern in die Schule? Aber seien Sie aufrichtig!“

„O ja! Ich bin der Primus von Quarta.“

„Was hatten Sie denn bisher werden wollen?“

„Arzt, wie mein Vater.“

Die Künstlerin saß ein Weilchen sinnend da und dann sagte sie: „Mein lieber Junge, gehen Sie ruhig nach G. zurück, zu Ihrer Mama, machen Sie fleißig Ihre Schularbeiten weiter, lernen Sie tüchtig, und wenn Sie dann unter der freundlichen Pflege und Leitung Ihrer Eltern ein tüchtiger Arzt werden, so werden Sie wahrscheinlich mehr Freude an Ihrem Beruf haben, als ich jemals in der Kunst gefunden habe und wohl je noch finden werde.

„Ich will Ihnen erzählen, mein lieber Junge, wie ich Seilkünstlerin geworden bin. Sie scheinen mir ein ganz vernünftiger Mensch zu sein, und meine Erzählung wird Ihnen

daher von großem Nutzen sein. Ich bin die Tochter eines sehr wohlhabenden Kaufmannes, ja ich kann wohl sagen eines reichen Mannes. Ich war ungefähr ein fünfzehnjähriges Mädchen, da starb mein guter, lieber Vater. Aber kaum hatte meine Mutter nach Jahresfrist die Witwentrauer abgelegt, da meldete sich schon ein neuer Anwärter auf ihre Hand. Es war ein pensionierter Hauptmann von Adel, der von seiner Pension in ziemlich bescheidener Weise lebte, ungefähr in dem Alter meiner Mutter war und es ganz angenehm fand, sein Leben durch das von meinem Vater erworbene Vermögen sich angenehmer zu gestalten. Und meine Mutter war eitel genug, sich durch den Adel blenden zu lassen. Sie erklärte mir und meinen drei älteren Schwestern, daß sie den Hauptmann heiraten wolle und schilderte uns, wie es auch für unsere Zukunft gut sein würde, wenn wir durch unsern künftigen Stiefvater in vornehmere Kreise kämen, aus denen wir uns ja dann unsere Männer auswählen könnten, während wir bisher nur mit den Kollegen meines verstorbenen Vaters, einfachen bürgerlichen, meist sogar kleinbürgerlichen Kaufleuten verkehrt hatten. Meine älteren Schwestern ,die ebenso eitel waren wie meine Mutter und denen der Hauptmann öfter liebenswürdige Schmeicheleien gesagt hatte, stimmten meiner Mutter vollkommen bei.

„Ich aber sagte ihr und den Geschwistern ganz offen, daß ich es sehr unrecht finde, daß sie so schnell den Gatten und den Vater vergessen könnten; ich würde den Hauptmann, der meine Mutter doch nur heirate, um von dem mühsam erworbenen Gelde meines Vaters flott leben zu können, nun und nimmermehr als meinen Vater achten und ehren.

„Da brauste meine Mutter auf, weil gerade ich als die Jüngste, ihr das zu sagen gewagt hatte. Nach mir, so meinte sie, würde sie sich am wenigsten richten, ich würde ihr noch einst Dank sagen, daß sie mir noch einen Stiefvater gebe, der mich noch erziehen könne, da ich ja, wie ich jetzt beweise, noch sehr der Erziehung bedürftig sei.

„Das waren die letzten Worte meiner Mutter, dann ging sie aus dem Zimmer .Ich aber ging in das meine um darüber nachzusinnen, wie ich es verhindern könnte, den Stiefvater zu bekommen und denselben womöglich noch wie einen Vater achten zu müssen. Und wie ich so in meinem kleinen Zimmer saß und nachsann und weinte, da richteten sich unwillkürlich meine Gedanken auf eine Seiltänzertruppe, die in unserem Wohnort Vorstellungen gab und bei welcher ein Mädchen in meinem Alter mitwirkte. Und wie mir diese Leute in den Sinn kamen, da sagte ich mir, wenn ich mich den Leuten anschließen würde, diesen von der Gesellschaft unserer Stadt hochmütig verachteten Künstlern, und wenn ich dann als Seiltänzerin in unserem Orte auftreten würde, dann würde wohl der Hauptmann meine Mutter nicht heiraten und mit dem Verkehr in den vornehmen Kreisen würde es dann auch wohl vorbei sein.

„Ich machte mich auf zu den Leuten, stellte ihnen meine Lage und meine Absicht vor; ich wollte bei ihnen lernen und dann in unserem Orte auftreten. Na, so einfach war das nun freilich nicht. Die Seiltanzkunst erlernt man nicht — so eins — zwei — drei, und ich war eigentlich zum Erlernen derselben schon sehr alt. Es könnten wohl, so sagte man mir, Jahre darüber hingehen, ehe ich mein Vorhaben, in unserer Stadt aufzutreten, ausführen könnte. Aber da ich ein sehr schönes Mädchen war, wollten sich die Leute wohl doch nicht gern die Elevin entgehen lassen. Man fragte mich nach dem Vormund: die Vormundschaft führte meine Mutter selbst in Vertretung eines zur Zeit in Amerika befindlichen Bruders meines verstorbenen Vaters. Meine Mutter aber würde sicherlich jeden Eclat vorläufig zu vermeiden suchen und würde, wenn ich, wie wir nun verabredeten, mit der Seiltänzertruppe heimlich mich aus unserer Stadt entfernen würde, wohl nicht den Versuch machen, mich zurückzuholen.

„So suchte ich denn meine Ersparnisse zusammen, nahm die paar Schmucksachen, die mir gehörten, und schrieb an meine Mutter einen Brief, in welchem ich ihr mitteilte, sie möge sich nicht um mich ängstigen und mir nicht nachforschen, ich sei wohl geborgen und gut aufgehoben; ich habe aber das Haus meiner Mutter verlassen müssen, weil ich die Liebe, die mein verstorbener Vater darin geübt, mit solchem Undank belohnt sehe. Dann schloß ich mich der Künstlertruppe an.

„So, mein lieber junger Freund, bin ich Seiltänzerin geworden; meinen Zweck habe ich damals erreicht. Meine Mutter war so erschüttert über mein Entweichen aus dem Hause, daß sie den Antrag des Hauptmanns ablehnte. Sie hat damals in allen größeren Zeitungen Anzeigen erlassen, durch welche sie mich, unter Angabe der Namenchiffre zur Rückkehr aufforderte. Doch blieb ich fest in meinem Entschluß. Sie hat meinen Aufenthalt erst erfahren, als ich bereits einige Male aufgetreten war. Als sie dann hörte, welchem halsbrecherischen Beruf ich mich gewidmet hatte, erkrankte sie vor Schreck und seitdem siechte sie langsam dahin.

„Ich habe sie seit meinem Entweichen aus dem Hause niemals lebend wiedergesehen. Meine Schwestern sah ich noch einmal bei der Beerdigung meiner Mutter. Sie haben brave Männer geheiratet, tüchtige Männer aus bürgerlichen Berufen, die mir freundlich entgegenkamen bei der flüchtigen Begegnung.

„In meinem Beruf aber, mein lieber Junge, bin ich durchaus nicht glücklich geworden. Wenn ich auch schon hunderte Male das hohe Turmseil betreten habe und der liebe Gott mich bisher immer noch beschützte trotz der großen Sünde, die ich auf mich lud, als ich über meine Mutter Sorgen und Schmerzen brachte, so befällt mich doch oft genug Zittern und Zagen, wenn ich da oben stehe und während unten die Menge jauchzt und Beifall klatscht, ich daran denken muß, daß ich gegen das vierte Gebot gehandelt habe. Und dann gehört meine ganze Energie und Willenskraft dazu, daß ich nicht aus der Höhe herabstürze. Warum ich trotzdem nicht von meiner Kunst lassen kann, ja das kann und will ich Ihnen heut' nicht erklären!

„Wenn Sie also auf meinen Rat hören wollen, mein lieber junger Freund, dann kehren Sie heim zu Ihren Eltern und folgen den Wünschen derselben, und wenn Sie in dem Beruf, den Sie mit dem Willen Ihrer Eltern ergreifen, dann einst glücklich sind und etwas Tüchtiges leisten und die Liebe Ihrer Eltern besitzen, dann denken Sie an die berühmte Seiltänzerin Euphrosyne, die Ihnen einst in Ihrer Jugend gesagt, daß Nichts, nicht der Ruhm, nicht der Beifall der Menge, nicht der Reichtum den einen großen Schatz aufwiegt: das Glück, das Euphrosyne nicht besaß, liebende Eltern zu haben. Adieu, mein lieber Junge, grüßen Sie mir Ihre Mutter!"

So ungefähr sprach die Künstlerin zu mir. Selbstverständlich kann ich nicht für die Folge der Worte und Sätze einstehen, für den Inhalt aber ganz sicher. Bei den Abschiedsworten reichte sie mir die Hand; ich sagte betreten und schüchtern „Adieu!" und eilte davon. Den Gruß an meine Mutter habe ich natürlich nicht ausgerichtet. Meine Eltern erfuhren erst nach vielen Jahren von diesem Erlebnis, als ich schon studierte.

Wohl habe ich später noch hin und wieder einmal den Namen der Künstlerin in den Zeitungen gelesen, sie selbst aber nie mehr gesehen. Ich weiß auch nicht, wie sie geendet, nur das weiß ich, daß sie mich durch ihre Erzählung und durch ihre Ermahnung vor einem recht dummen Streich bewahrt hat.

Lichter der Nacht.

Skizze von Grete Maße.

Alle Mitreisenden hatten den Zug verlassen. Inge Diehl war ganz allein im Abteil. Die letzten Mitfahrenden, eine junge Mutter mit einem blonden Kind, waren soeben ausgestiegen. Ein Mann war ihnen entgegengeeilt. Er hatte die Frau geküßt und das Kind emporgehoben und an sich gedrückt. Inge hatte ihnen zugesehen. Ein unsichtbarer Ring, das fühlte sie, umschloß diese drei. Da standen Vater, Mutter und Kind, getrennt von der Umwelt wie in einem heiligen Kreis. Sie waren eins und nicht voneinander zu entfernen durch die Macht eines Lebenden. Nur der Tod allein hätte die Kraft gehabt, diese drei Herzen zu lösen, die füreinander schlugen.

Noch lange, nachdem der Zug die Station verlassen, sann Inge nach. Auch sie war eine Gattin und Mutter, auch sie besaß Mann und Kind und doch reiste sie das ganze Jahr mit ihrer Geige in der Welt umher und nur im Sommer zu Bernhards Schulferien kam sie heim, für einen Monat zu rasten in dem dunklen Haus, das sie gehaßt, das ihr wie ein Kerker erschienen, in dem man sie gefangen hielt und ihr den Zugang verwehrte zu den Pforten der weiten, großen Welt.

Oskar Diehl hatte sie als eine Sechzehnjährige kennen gelernt und ein Jahr darauf geheiratet. Das verzieh sie ihm nie. Er, der so viel Aeltere, dem es bekannt gewesen, daß man ihr eine Künstlerlaufbahn voll Ruhm und Glanz prophezeit, hätte wissen müssen, daß ein so junges Herz wie das ihre noch nicht die Urteilsfähigkeit besitzen konnte, um die Wahl zwischen Ehe und Künstlerberuf zu treffen für ein ganzes, langes Leben. Zu schwer war ihr immer

Sonntagsgruß!

Ein leiser Glockenton zieht durch die klare Luft, —
Zu Gottes heiligem Thron uns diese Stimme ruft! —
Auf das wir im Gebet all unser Leid verschließen, —
Den Schmerz, — der in uns bebt, — im Tränenstrom ergießen,
Der einsam, stolz und still,
Wie heißer Lavastrom,
Dem wehen Herz entquill,! —
Im hohen Gottesdom geht leis' der Schmerz zur Ruh',
Der heilige Gottessohn, — er grüßt Euch tröstend zu.
Er mahnt Dich, Menschenkind:
„Blick' nur zum Vater auf!
Er heilt den Schmerz dir lind, —
Stillt deiner Tränen Lauf! —
Sein gütig Vateraug'
Umfaßt mit Lieb' die Welt, —
Und auch die tiefste Nacht
Wird durch sein Licht erhellt! —
In leisem Orgelton, — der immer mächtiger klingt,
Fühlt bald dein Herze schon, daß Gottes Liebe winkt."
Ein neuer Hoffnungsstrahl zieht durch die Seele dir, —
Denn Gottes Lieb' und Güte währt ewig, — für und für!

Jenny Manes, Cöln.

Kampf gewesen zwischen ihrer Geige und dem Gatten. Die Geige hatte nicht klingen wollen in dem alten, häßlichen Haus, das Oskar von den Eltern geerbt. Ihre Jugend hatte nicht blühen wollen zwischen diesen Mauern, von denen die Bilder der Diehls mißbilligend von den Tapeten auf sie herabsahen, die dort nicht ihr Glück finden wollte, wo sie es alle gefunden hatten. Vielleicht wäre alles besser gewesen in einem anderen Heim. Oskar baute doch für fremde Menschen so schöne und helle Wohnstätten. Warum baute er nicht ein Heim für sie, in dem ihre Seele sich nicht gefesselt, sondern frei fühlte, in dem die innere Musik in ihr sich ausströmen konnte, ein Heim, das stärkeren Zauber auf sie ausübte, als die Welt dort draußen, die nicht aufhörte zu rufen und zu locken.

So kam der Tag, an dem Inge Diehl das dunkle Haus verließ und mit ihrer Geige in die Hauptstadt fuhr, von der aus sie sich freie Fahrt zu allen Straßen der Welt verschaffen wollte. Inge Diehl ließ ihre Geige klingen in Schweden und Holland, in Oesterreich, in Italien und Amerika. Nur im Juli fuhr sie heim zu dem dunklen Haus und blieb vier Wochen bei ihrem Sohne, indessen Oskar Diehl in die Alpen reiste und erst nach Ferienschluß zurückkehrte.

Der Zug hielt auf der nächsten Station. Inge griff nach ihrer Geige, ihrem einzigen Gepäckstück und stieg aus. Sie verließ das Stationsgebäude und ging geradeaus. Die Wiesen atmeten Frische. Das Korn war reif. Durch seine gelben Halme schimmerten Mohnblumen und dunkelblaue Kornblumen. Und ferne stand der dunkelblaue Wald. Ueber ihm ging die rote Sonne zur Ruhe. Ein Weilchen glänzte der westliche Himmel in immer herrlicher glühendem Purpur. Dann kamen die Schatten und die Nacht sank so schnell, daß Inge den Weg nicht mehr hätte erkennen können, wen er ihr nicht bekannt gewesen.

Sie war zuerst sehr rasch gegangen, fast gelaufen in ihrer Ungeduld, den Jungen wiederzusehen. Aber der Atem begann ihr zu versagen und ihr Herz, das nie kräftig gewesen, schlug in so starken Stößen, daß ein Angstgefühl sie überkam. Was hatte doch der Arzt vor ihrer letzten Reise gesagt, als er ihr Herz behorchte? „Es wäre gut für Inge Diehl, wenn sie ausruhte und Halt machte in ihrer Jagd durch die Welt! Das Herz will nichts mehr wissen von den weiten Fahrten und dem Hetzen diesseits und jenseits des Ozeans."

Sie hatte nur gelächelt und an den neuen Vertrag gedacht, den sie mit ihrer Konzertagentur abschließen wollte. Aber jetzt in der Nacht, in der großen Stille, indessen aus Feld und Fluß und Wald und allen Poren der Natur ein Hauch der großen, furchtbaren Unendlichkeit drang, bekamen die Worte, an denen sie vorbeigehört, Gewicht. Plötzlich fühlte auch sie es: Inge Diehls Herz war müde geworden und krank und alt.

Inge Diehl blieb stehen und sah sich um. Wo war sie denn? War sie schon vorbeigegangen an ihrem Haus? Wenn der Mond doch hinter den Wolken hervorkommen wollte. Es war kaum etwas zu erkennen in der Finsternis, die sie umgab. Sie wandte sich um und ihre Augen weiteten sich vor Staunen. Was war denn dort drüben? Ein helles Fenster und rasch erhellte sich ein zweites, ein drittes, ein viertes, ein fünftes, als ginge jemand von Stube zu Stube und zündete die Lampen an. Die Nacht um sie war plötzlich hell von goldenen Lichtern und in ihrem Schein sah Inge Diehl, daß dort, wo das Haus gestanden, das sie gehaßt, nur eine Trümmerstätte war.

Langsam und zögernd ging sie hinüber, dem leuchtenden Haus entgegen. Und als sie näher kam, sah sie, ihr Junge stand auf der Hausschwelle, mit Willkommsblumen in der Hand. Hinter ihm ward eine weiße Treppe sichtbar mit einem schön geschnitzten Geländer, aus offenen Zimmertüren drang Helle und Glanz.

Inge fühlte sich umschlungen von zärtlichen Kinderarmen. „Komm heim, Mutter! Komm!", sagte das geliebte Stimmchen. „Vater hat für dich ein neues, helles, weißes, schönes Haus gebaut. Er sagt, es ist das allerschönste, das er je geschaffen. Vater sagt, wenn du uns lieb hast, bleibst du bei uns in dem weißen Haus ..."
nahm und ihn forttrug.

Da schluchzte Inge auf und ließ es geschehen, daß ihr Junge den Geigenkasten, den sie niemals aus der Hand gab, nahm und ihn forttrug.

Mittsommer

(Nachdruck verboten.)

Baldur ist lange dahin! Er, der heitere Schöpfer der Farben und der schwellenden Blumenmatten ist abgelöst durch den düsteren, geheimnisvollen Johannes vom Wüstensande. Nichts haben die beiden gemein als ihre Edelmenschheit. Der eine starb auf der Höhe seines glückseligen, schönheitsvollen Lebens den seligsten Tod; der andere verfiel dem Henkerschwerte, nachdem er zum ersten Male in prunkvollen Hallen die königlichen Schwelger beim Freudenmahle des Lebens gesehen hatte. Noch immer flammen in der Sonnenwendnacht die Feuer auf den Bergen. Doch sie gelten nicht mehr dem großen Baldur, sondern dem Rufer und Warner, dem Sittenprediger und Entsager aus der syrischen Wüste — dem Manne, der die Ehe des Herodes als sündhaft verdammte, der sich von Heuschrecken nährte und lieber auf rauen Steinen als an der Seite der allerschönsten Prinzessin ruhte.

Die christliche Kirche machte im Laufe der Jahrhunderte die wichtige Erfahrung, daß der Naturstinn der Völker von Symbolen und Gebräuchen, an die er sich festgeklammert hat, nicht abläßt. Und klug, wie sie immer war, ließ sie durch ihre Schriftsteller den Ueberlieferungen aus der Heidenzeit neue Deutungen geben, sozusagen zu alten Noten neue Texte dichten. Die Baldursfeuer wurden zu Johannesfeuern; sie sollten erinnern an den furchtbaren Brand von Sodoms und an die Verbrennung der irdischen Ueberreste des Täufers, die dort beigesetzt waren. Das Tanzen und Singen um die Feuer ward in Beziehung gebracht zu Salomes sinnberückendem Tanze vor Herodes in der Todesstunde des Johannes.

Unverfälscht jedoch ist der Glaube an die geheimen Naturkräfte geblieben, die in der Johannesnacht sich äußern sollen. Dieser Glaube hat die verschiedenartigsten Formen. In Schlesien, Thüringen und am Rhein kann jeder, der es versteht, in der Johannesnacht Millionär werden. Es gibt Gegenden ,in denen in dieser Nacht das Farnkraut wie Gold funkelt. Wem es gelingt, um Mitternacht von solchen Farnkrautstauden reifen Samen zu pflücken, der hat nicht mehr nötig, in der Lotterie zu spielen. In früheren Zeiten war dieser sogenannte Wünschelsamen außerordentlich geschätzt; gelehrte Geheimwissenschaftler schrieben ganze Bücher darüber. Es mag wohl schwer sein, ihn zu gewinnen, da wir so wenige Finanzgrößen besitzen. Wer Wünschelsamen bei sich trägt, besitzt die Gabe, mit seinen Blicken das Erdreich zu durchdringen. Er sieht vergrabene Schätze, erblickt im Schoße der Berge das Gold und alle die kostbaren Edelsteine und hat nur nötig, zu graben. Außerdem kann ihm nie ganz das Geld ausgehen; ein Rest bleibt immer im Beutel zurück. Schon aus diesem Grunde wollen wir hoffen, daß es am Johannisabend vielen Menschenkindern gelungen ist, sich mit Wünschelsamen zu versorgen. Im Spiel hat der Besitzer solchen Samens ein fabelhaftes Glück; leider nicht auch in der Liebe.

Den Geheimkräften in der Johannesnacht verdanken auch die Quellenfinder ihre Weisheit. Man schneidet um Mitternacht einen einjährigen gabeligen Haselzweig ab. Durchstreift man zu beliebiger Zeit eine Gegend, und hält den Wünschelrutenzweig mit beiden Händen an den Gabelenden fest, so zeigt er durch schnelle Senkungen die Stellen an, wo Quellen verborgen sind.